

Mücken / Schlaf / Brachvogel

Kürzlich fiel mir Alexander von Humboldts *Tagebuch vom Orinoko* in die Hände – ein Glücksfund. Diese fesselnden, hervorragend geschriebenen Aufzeichnungen wurden von dem später weltberühmten Forscher und Gelehrten ursprünglich um 1800 auf Reisen verfaßt, dabei oft im Boot. Herbert Scurias rund 200 Druckseiten schmaler Auszug handelt zu ungefähr 10 Prozent von **Mücken**.

Erfreulicherweise haben auch die selbstgerechten spanischen Missionare unter dieser gewaltigen, vor allem die Flüsse heimsuchenden Plage zu leiden. Bruder Bernardo Zea hatte sich neben der Kirche »auf einem Gerüst von Palmstämmen ein kleines Zimmer gebaut«, das Humboldt und sein Gefährte Aimé Bonpland zum Pflanzentrocknen und Tagebuchschreiben nutzen durften. Die stechenden Insekten, oft Moskitos genannt, halten sich nämlich vorwiegend am Boden, 15 bis 20 Fuß hoch auf. Manche IndianerInnen gehen zum Schlafen auf kleine Inseln inmitten der Wasserfälle, da die Mücken den Dunst nicht mögen. In jenen tiefen Luftschichten bilden die »giftigen Insekten« ihrerseits beinahe einen beständigen Dunst. Sie stechen auch die Eingeborenen, nur zeigen die weniger Schwellungen. Einreiben hilft kaum, desgleichen Qualm oder Gestank. Selbst die bemalten Ruderer schlagen unablässig nach den Biestern. Manche IndianerInnen behelfen sich wenigstens beim Nächtigen mit einem aus Palmfasern gewebten Netz, dem *Toldo*. Das stellt auch für die Weißen den einzigen halbwegs wirksamen Schutz dar: meist Baumwollnetze. Allerdings sind die Schutzhüllen kaum dicht beziehungsweise mückenfrei zu bekommen, davon abgesehen, daß die winzige Mücke *Cafasi* auch durch diese Gitter oder Maschen schlüpft. Anzüge nach demselben Muster sind vielfach qualvoll, schlimmer als die berüchtigten Reifröcke der mitteleuropäischen Dame. Flattriges um Kopf und Hände hilft, vereitelt freilich ein frohgemutes Tun. Oft sehnen sich die Einheimischen oder Reisenden auf den Mond. Die Anden täten es womöglich auch schon: ab ungefähr 500 Meter bleiben Mücken und sogar Termiten aus. Auf Seite 130* erwähnt Humboldt überdies Fledermäuse als Plagegeister für Mensch und Vieh, sagt aber nicht, ob sie ihn einmal gebissen und gemolken haben.

Merkwürdigerweise übergeht der deutsche Forscher zumindest in diesem Auszug die Gefahr der Krankheitsübertragung fast völlig. Auf S. 187 erwähnt er eine beinahe

tödliche Krankheit, mit der sein Genosse Bonpland später in Angostura zu kämpfen hat. Wahrscheinlich hätten »die Ausdünstungen in den Wäldern am Fluß Casiquiare« den Keim zu ihr gelegt. Benennen tut er die Krankheit nicht. Das ist kongenial nebelhaft wie jener Dschungel-Dunst. Nebenbei preist Humboldt wiederholt »den Segen des Ackerbaus« (der im Dschungel meist verkannt werde). Vom übrigen Schwachsinn der Seßhaftigkeit einmal abgesehen, kannte Humboldt die Dünger und Pestizide noch nicht, die heute für mehr Qualen als die Moskitos oder Jaguare sorgen.

Entgegen landläufigem Aberglauben lockt Licht keine Stechmücken an. Weltweit gibt es mindestens 3.800 Stechmückenarten; in Europa nur 104. Gleichwohl können auch in Europa einige Viren durch Stechmücken übertragen werden, so etwa das West-Nil-Fieber und das Chikungunyafieber. Das setzt allerdings komplizierte Prozesse zwischen Erreger und Mücke voraus und scheint von daher eher selten zu sein. Die Boulevardpresse fährt aber schon Spitzen-Virologen auf, die zum Kampf gegen alle Mücken blasen. Der Deckmantel ist bekannt: »Klimawandel«.

Allerdings scheinen noch die heimtückischsten BlutsaugerInnen ihre Bewunderer oder FürsprecherInnen zu haben. Für *TierWelt*-Autor Matthias Gräub stellen Mückenstiche »kleine Wunderwerke« dar.** Die Mückenweibchen benötigen unser Blut zur Eierbildung. Gefunden werden wir durch Atemluft, Geruch, Blutgruppe. Nach dem Anbohren gebe das Tierchen Speichel in die winzige Wunde, erfahren wir von Gräub. Dadurch werde die Blutgerinnung verhindert. »Der Speichel sorgt auch für die Schwellung und den Juckreiz, der uns am Mückenstich so nervt. Nicht zuletzt ist es auch dieser Speichel, der verantwortlich ist, dass per Mückenstich eine Krankheit übertragen wird.«

In Pentti Haanpääs um 1930 entstandenem Roman *Der Teufelskreis* ziehen Pate Teikka und Raunio die Mückenschwärme beim Marsch durch Lappland wie einen »Trauerschleier« hinter sich her. »Doch das scharf riechende Kienöl schützte sie im allgemeinen vor Mückenstichen. Wieviel dieser grauen, hartnäckigen Wesen mochte es in den Wäldern und Sümpfen geben! Und wie erbärmlich ihr Leben war! Für die meisten blieb so ein Blutstropfen nur ein Traum. Was für ein Glück für jene, die in die Nähe der beiden umherstreifenden Menschen geraten waren! Und nun gelangte nur giftiges Kienöl in ihre Stechrüssel. Trotzdem hatten sie es eilig, ließen nicht ab, lebten ihr kurzes Leben ungestüm und tapfer.«

Ich persönlich halte es nach vielen Leiden lieber mit meinem Landsmann Hanns Cibulka. In seinem empfehlenswerten Buch *Am Brückenwehr* von 1994 klagt er: »Die Stechfliegen, diese Gnitzen und Schnaken, ein Leben lang haben sie mich verfolgt. Fast alle waren zart, schlank, hatten lange dünne Beine, sie waren so leicht, daß man sie gar nicht

spürte, wenn sie sich auf die Haut setzten. Wohin ich auch kam, überall stieß ich auf diese Zweiflügler. Am Dnepr brachten sie mir das wolhynische Fieber, in Sizilien die Malaria tertiana.« Mit 19 zur *Wehrmacht* eingezogen, hatte Cibulka zunächst in Polen und der Ukraine, später in Italien am Zweiten Weltkrieg teilgenommen. Auf Sizilien kam er in britische Gefangenschaft. Sein Vater war *Appreturmeister* in einer Textilfabrik in Jägern-dorf, Mähren, zudem Sozialdemokrat gewesen. Moskitonetze hatten sie anscheinend nicht im Programm. In der DDR brachte es der Sohn zum Bibliotheksleiter in Gotha – und einer »Datscha« im Tal der Apfelstädt, die durch den Thüringer Wald fließt. Da gab es vermutlich auch wieder Mücken.

Immerhin setzen einem im Thüringer Wald weder Giftschlangen noch Jaguare zu. Gebietsweise auch Tiger oder Panther genannt, ist der **Jaguar** die größte Katzenart Amerikas, bis zwei Meter lang. Er gilt als besonders beißstark. Viele Eingeborenen fürchteten und verehrten ihn zugleich. Er klettert und schwimmt auch gut, jagt jedoch meist am Boden. Sein Fell, oft wunderbar goldgelb mit dunklen, ringförmigen, zudem getüpfelten Flecken, sonst einfarbig schwarz erscheinend, wurde und wird vor allem von Weißen begehrt, weshalb er als gefährdet gilt. Sogenannte natürliche Feinde hat er gar nicht – nur eben den Menschen. Heute siedelt er vorwiegend im Amazonasbecken. Humboldt und Bonpland lassen ihre eingeborenen »Helfer« stets mehrere Feuer anzünden und unterhalten, um so ihr Nachtlager (meist Hängematten) zu schützen. In der Regel hält das den Jaguar ab. Man hört ihn dann nur im Dschungel brüllen. Na gute Nacht.

Schätze sich glücklich, wer ausschließlich von Blumen umgeben ist. Auf Klippen in Stromschnellen des Orinoko entdecken Humboldt und Bonpland die **Vanille** und ernten »außerordentlich lange« Schoten von ihr. Diese hübsche, kletternde, gelb blühende Orchidee lieferte mit ihren bis 30 Zentimeter langen Fruchtkapseln, sofern sie getrocknet werden, jene hohlen, schwarzbraunen Stangen, ohne die eingemachter süßer Kürbis für meine Großmutter Helene undenkbar war.

∞ Verfaßt 2022

* Ostberliner Ausgabe von 1969, 3. Auflage im *Verlag der Nation*, Auswahl Herbert Scurla

** Matthias Gräub, <https://www.tierwelt.ch/artikel/wildtiere/angriff-mit-sechs-nadeln-404213>, 14. Juli 2021

Bekanntlich gibt es Motorsensen und Kreissägen noch nicht besonders lange auf diesem Planeten. Das darf aber nicht zu dem Trugschluß verführen, die sogenannten Naturvölker hätten stets einen lieblichen **Schlaf** genossen. Nein, sie hatten Mücken. Nach der Theorie Friedrich W. J. Schellings schuf Gott diese Viecher, weil er von Hause aus auf Ausgleich bedacht war. Gibt es Glück, sagte sich der Allmächtige, muß es auch Pech geben, das ist nur gerecht. Ergo erfand er sie – vor allem übrigens die weiblichen, denn nur diese stechen. Hat man also das Pech, am späten Sommerabend trotz sorgfältig überprüfter Fensternetze und einer 110 Euro teuren Mückenschutztür vorm Einschlafen ein gewisses Sirren zu vernehmen, das einem schon fast den Atem lähmt, ist es gottgewollt. Oder es lag an dem Fehler, sich nicht wie ein steil aufgerichtetes Handtuch durch einen Spalt zwischen Mückenschutztür und Eingangstür ins Haus zu winden. Jetzt ist es also von ein bis drei Mücken besetzt, das Eigenheim. Gute Nacht.

Das Sirren, oft als »Summen« verniedlicht, kommt von ihrem Flügelschlag. WissenschaftlerInnen wollen herausgefunden haben, es diene den beiden Mückengeschlechtern zur Verständigung, durch unterschiedliche Tönehöhen. Diese Schweinchen möchten sich nämlich aufeinander stürzen, zwecks Paarung. Sind sie jedoch allein, stürzen sie sich auch gern auf den Eigenheimbesitzer. Die Taktik zu durchschauen, von der sie sich dabei leiten lassen, ist allerdings eine Wissenschaft für sich. Wahrscheinlich gibt es gar keine. Mal stechen sie, ohne einen Mucks von sich zu geben; mal sirren sie, ohne zu stechen; mal hält man stundenlang vergeblich nach ihnen Ausschau. Gleichbleibend ist eigentlich nur ihre Vorliebe für Dunkelheit, denn dadurch fällt die Heimtücke gegen den Eigenheimbesitzer erheblich leichter. Sie orientieren sich am Geruch. Dazu bedarf es weder Licht noch Hitze, die von Mücken ohnehin gehaßt werden. Deshalb suchen sie manchmal – meist am Tage – zielstrebig schattige, kühle Verstecke auf, etwa in der Ritze zwischen Schrankrückwand und Schlafzimmertapete.

Leider ist die Gesetzmäßigkeit dieser Rückzüge kaum erforscht, sonst könnte man den Schrank kurzerhand einmal täglich behutsam abrücken, um sich dann wie ein Tiger in den Spalt zu hechten. Falls das Biest noch da ist. Vielleicht hat sich die Rückzugsbedürftige einstweilen genug an Ihnen vollgesogen und deshalb aus dem Staub gemacht; vielleicht gelang es Ihnen, sie durch viele vergebliche Hiebe nach ihr einzuschüchtern – wir wissen es nicht. Jedenfalls scheint auch die weibliche Stechmücke ab und zu schlafen zu müssen. Das tut sie dann in der Ritze. Im Gegensatz zu Ihnen am Tage, denn nachts muß sie arbeiten.

Eine gewissen Hoffnung mag jedoch in ihrer im Vergleich zu Ihnen kürzeren Lebenserwartung liegen. Die weibliche Stechmücke macht es in der Regel nur wenige Tage

bis mehrere Wochen. Möglicherweise fällt sie also gerade bei Ihnen mitten im Schlaf entkräftet und mausetot von der Tapete hinter Ihrem Bücherschrank auf die Dielen. Nehmen Sie eine Taschenlampe, gehen Sie vor dem Schrank in Liegestütz und spähen Sie jeden Morgen erwartungsfroh *unter* ihn.

∞ Verfaßt 2024

•

In jenen Sommerferien, die mich, per Fahrrad, am rheinhessischen *Boxheimerhof* vorbeiführten, traf ich auch den seltenen **Brachvogel**. Das heißt, gesehen habe ich ihn nie, obwohl das Hessische Ried eher flach ist: ein mit Kieferngehölzen und Pappelhainen gespicktes Brett, das für Heuwiesen und endlose Spargelmieten gut ist. Der schmale Fluß Weschnitz, kaum kniehoch, ist zum Teil eingedeicht. Auf den Deichen oft Schafe, die sich vom dornigen, rosa blühenden Hauhechel bereitwillig ritzen lassen. Der Brachvogel soll eine große Schnepfe mit ungewöhnlich langem, gebogenem Schnabel sein. Das Außerordentliche ist aber seine Stimme. Sie ließ mich wiederholt im Dreieck Bensheim–Lorsch–Heppenheim aufhorchen. In bayerischen Mooren wird der Kurzstreckenzieher »Märzflöte« genannt – nicht zu unrecht. Er hat mehrere Rufe beziehungsweise Pfiffe. Seinen Brutgesang jedoch gibt er im Flug als gereihten klangvollen, anschwellenden Flötenton von sich, der beim Niedergehen meist getrillert endet. Man glaubt zunächst, er pumpe dieses Lied aus dem Ried. Dann verschwebt es über den Deichen. Im ganzen ruft oder singt der in Grautönen gescheckte Vogel, der als stark gefährdet gilt, ziemlich laut, wohl seiner Krähengröße entsprechend. Gleichwohl schwingt stets Wehmut mit.

∞ Verfaßt 2023